

Basel – die Unverstandene

Wie gegenseitige Unkenntnis das Verhältnis des Stadtkantons zur Restschweiz prägt



DANIEL WIENER

Tito Tettamanti und Christoph Blocher «staunen» über Basels «fehlende Toleranz». «Une ville drôle» sei Basel, urteilte Bundesrätin Eveline Widmer-Schlupf an der Muba-Eröffnung 2011. «Geldgier» unterstellen Oberbaselbieter dem Schwesterkanton im Theater-Abstimmungskampf. Im Selbstbild aber «tickt Basel anders»: international, innovativ, lebendig. Und es fühlt sich unverstanden.

Wenn die Muttenzer Kurve bei Heimspielen ihre Gesänge über den Joggeli-Rasen schmettert und mit eindrücklichen «Choreos» 30 000 Fans im Stadionrund zum Mittun animiert, lohnt es sich, genau hinzuhören: Ein unverkennbarer Akzent schwingt in jedem «FCB!»-Ruf mit. Statt astrein baslerisch «Eff-Cee-Bee!» tönt es nach «Öff-Cöö-Böö!» und beinahe wie «Hopp Boo-söö!». Das ist die Leistung der Basler Integration. Ausländer der zweiten Generation bedanken sich lautstark für das Geschenk, das sie von ihrer neuen Heimat bekommen haben: die Chance, sozial aufzusteigen. Auch wenn nicht alle diese packen, die Integrationsmaschine funktioniert. Jeder dritte Einwohner Basels ist Ausländer. Dennoch haben die Stimmenden sowohl die Ausschaffungs-Initiative als

auch den Gegenvorschlag abgelehnt – als einziger Kanton der Deutschschweiz.

Wegen solcher Abstimmungsergebnisse wird Basel – je nach Standpunkt – bewundert oder beargwöhnt. Über der einzigen Hafenstadt des Landes scheint ein anderer Wind zu wehen als in der übrigen Schweiz. Mit dem selbst gewählten Slogan «Basel tickt anders» unterstreicht die Life-Sciences-Metropole diese Differenz und präsentiert sie als Teil ihrer Identität.

LEBERWURST. Aber Basel fühlt sich nicht nur «anders», sondern auch unverstanden. Kaum eine gesamtschweizerische Institution hat in Basel ihren Sitz. Ausser zur Pflege persönlicher Beziehungen gibt es wenig Besuchsanlässe für Auswärtige. Die meisten Schweizer kommen deshalb kaum über den Umsteigebahnhof Basel SBB hinaus. Wen es an eine Messe oder in ein Museum verschlägt, empfindet diese als exterritorial. Es gibt dort nur selten Anhaltspunkte, um verstehen zu lernen. Ein Berner Beamter sagte zu mir auf dem Heimweg von einer Veranstaltung im Kongresszentrum: «Schade, dass der Veranstaltungsort so weit weg vom Zentrum lag.» Ich schwieg bass erstaunt.

Die Baslerinnen und Basler bemühen sich in solchen Situationen selten um Erklärungen – oder stellen sich ungeschickt an. Wagt etwa jemand einen Witz über Basel, auch einen ganz harm-

Auf die «ennet des Juras» ist in den Augen der Stadt Basel kein Verlass.

losen, verstehen sie keinen Spass. Sie kehren wie Igel ihre Stacheln hervor, demonstrieren ihren überbordenden Lokalpatriotismus, oder ziehen sich in den Schmollwinkel zurück. Sie wissen es besser, denn sie lieben ihre Stadt.

Die fatale Konfrontation zwischen der beleidigten Leberwurst auf der einen und der verständnislosen Unkenntnis auf der anderen Seite prägt das Verhältnis Basels zur übrigen Schweiz. Was alles noch schlimmer macht, ist die Fehlinterpretation der Differenz. Die Schweizer wissen nicht, was sie an Basel haben. Und die Basler genügen sich geistig und kulturell selbst, trotz aller guten Beziehungen, gemeinsamen Organen und regem Austausch: Auf die «ennet des Juras» ist in den Augen des

Stadtkantons kein Verlass. Die Basler Treue zur Eidgenossenschaft ist seit dem Beitritt von 1501 unverbrüchlich. Doch wurde sie nur selten honoriert. Es war stets das Bestreben der anderen Kantone, das einst wirtschaftlich übermächtige Basel klein zu halten. Dazu ein paar Beispiele:

Der Tagsatzungsbeschluss von 1833, der die Teilung beider Basel rechtlich besiegelte und schliesslich die Handhabe bot für den fatalen eidgenössischen Truppeneinsatz, ist nur eines von vielen Beispielen.

Die Réduit-Ideologie im Zweiten Weltkrieg war am Rheinknie nie populär: Basel wäre am ersten Kriegstag ohne grosse Gegenwehr geopfert worden.

Als die Stimmbürger beider Basel 1938 der Wiedervereinigung zugestimmt hatten, verweigerte die Bundesversammlung 1948 – nach zehn Jahren Wartefrist – aus politischen Gründen die Erwahrung des Beschlusses.

Der einzige Basler, der es im 20. Jahrhundert in den Bundesrat schaffte, war vor 50 Jahren Hanspeter Tschudi. Die beiden Appenzell brachten seither drei Kandidaten durch. Selbst in Europa gibt es für die Regierungsbeteiligung demokratischere Regeln.

Als der Kanton Jura neu entstand, erhielten sowohl dieser als auch Rest-Bern je zwei Ständeräte, nicht jedoch beide Basel.

Schlecht verdaut hat die Nordwestschweiz auch manche wirtschaftliche Machtkämpfe mit Zürich, so jene um Firmen wie Crossair/Swissair/Swiss oder Bankverein/Bankgesellschaft. Obwohl der Basler Bankverein formell die Bankgesellschaft geschluckt hatte, wurden in der Folge 5000 hoch dotierte Finanzarbeitsplätze ohne Not nach Zürich disloziert.

LOKALPATRIOTISMUS. Solche Erfahrungen zementieren die «splendid isolation» des Stadtstaats. Was oft als Nabelschau oder gar Narzissmus Basels erscheint, ist das Resultat enttäuschter und verschmähter Liebe. Eine «ungeheure Empfindlichkeit» sei die Folge, hat der Baselbieter Literaturnobelpreisträger und Jacob-Burckhardt-Schüler Carl Spitteler (1845–1924) beobachtet. Diese Empfindlichkeit bewirke, dass sich «durch unablässiges Wühlen ein Nadelstich zur schwärenden Wunde entzündet». In seinem 1906 erschienenen Schlüsselroman «Imago», der sich über die damalige Basler Gesellschaft lustig macht, schildert Spitteler drastisch, wie sich unter diesen Umständen «eine kleine Rücksichtslosigkeit zur tödlichen Beleidigung vergrössert».

Die Ecke, in der Basel geografisch sitzt, verwandelte sich über die Jahrzehnte durch solche Missverständnisse und echte Übervorteilung in eine Aus-

senseiterposition, auch im psychologischen, sozialen und politischen Sinn. Jetzt scheint Abhilfe in Sicht: Gleichzeitig das Problem anerkennend und Remedur fordernd, prophezeite Regierungspräsident Guy Morin an der Muba-Eröffnung 2011: «Die Restschweiz wird ihr Unbehagen Basel gegenüber ablegen», sobald sie anerkenne, «was Basel der Schweiz bietet.»

Doch was hat die Schweiz an Basel? Ich will nicht wirtschaftlich argumentieren. Und auch nicht kulturell. Diese

Das Experiment namens Basel ist nicht progressiver, sondern konservativer Natur.

Stärken betonte auch Morin. Sie sind bekannt und unbestritten. Am meisten missverstanden wird Basel politisch. Die Stadt gilt als progressiv. Deshalb sagte der aktuelle BaZ-Chefredaktor, ein bekennender Konservativer, auf Telebasel, er stehe dem Oberbaselbiet politisch näher als der Stadt. Doch er täuscht sich. Denn die Basis des sozialpolitischen Experiments namens Basel ist nicht progressiver, sondern konservativer Natur. Es handelt sich allerdings um einen Konservatismus mit besonderer Ausprägung.

Bereits für die Trennung beider Basel im Jahr 1833 war die konservative Grundströmung in der Stadt die ausschlaggebende Ursache. Das Baselbiet – obwohl teilweise katholisch – verbündete sich mit den liberalen, mehrheitlich reformierten Ständen, welche die Tagsatzung dominierten. Die calvinistischen Städter hingegen schlossen sich scheinbar paradoxerweise dem Sarnerbund der reaktionären, katholischen Stände an. Sie standen also ideologisch Uri, Obwalden, Nidwalden oder Neuenburg nahe.

Das konservative Klima, das im 19. Jahrhundert Basel prägte, verkörpert wie kein anderer der Super-Basler Jacob Burckhardt (1818–1897). Der weltbekannte Kulturhistoriker verbrachte – abgesehen von ein paar Reisen – sein ganzes Leben im St.-Alban-Quartier. Ein Dutzend Rufe an deutsche Universitäten ignorierte er trotz Aussicht auf mehr Prestige und Geld.

Burckhardts Wirken weist in vielem den Weg, den Basel in den vergangenen 150 Jahren gegangen ist: obwohl mit Haut und Haar Lokalpatriot, war er ebenso ein Mann von Welt. Der Geschichtspräsident galt als elitärer Zeitgenosse, doch lebte er ohne Dünkel mit dem einfachen Volk zusammen, das er fast täglich in der Kneipe traf. Er sprach ausschweifend und kompliziert zu seinen Studenten, aber simpel und ein-

leuchtend zum Basler Bildungsbürgertum. Dessen Haute-volée beiderlei Geschlechts belehrte und unterhielt er jeden Winter in regelmässig überfüllten Vortragssälen. Dem Konzept nach entsprach dies einer Art «Burckhardt-TV».

Dabei scheute sich die geistige Leitfigur seiner Zeit auch nicht, die ebenso treue wie einflussreiche Zuhörerschaft mit seinen konservativen Ansichten zu indoktrinieren. Er lobpries das Schönegeistige, die griechische Mythologie, italienische Kultur und Rubens, wetterte jedoch gegen den Ausbau von Industrie und Eisenbahn. Für ihn waren Wirtschaft und Technik zwar nicht des Teufels, aber nur dann legitim, wenn sie sich als Teil der Kultur verstanden, gleichberechtigt neben Kunst, Philosophie, Poesie und Wissenschaft. Ähnlich wie Jeremias Gotthelf (1797–1854) predigte er den Vorrang des Geistes gegenüber dem Geld. Aber er sprach nicht zu Bauern, sondern zu Familien von Händlern, Gewerbetreibenden und Industriellen.

Dem um ein Jahr jüngeren Eisenbahnkönig Alfred Escher (1819–1882) waren solche Gedanken fremd. Der damals einflussreichste Zürcher Politiker und geistige Anführer des aufstrebenden Kapitals hatte nichts anderes im Kopf als Macht, Maschinen und Moneys. Jacob Burckhardt hingegen formte und festigte am Rhein den Typus des kunstsinnigen, bewahrenden Citoyen, wie er bereits bei der Kantonstrennung hervorgetreten war.

STANDES DÜNKEL. Es verwundert kaum, dass sich Zürich und Basel, aufgrund so unterschiedlicher Ausgangslagen, unter dem Einfluss der aufkommenden Sozialisten auch unterschiedlich weiterentwickelten. In Zürich kam es zum Konflikt zwischen Alfred Escher und seinem roten Gegenspieler Karl Bürkli (1823–1901), dem Gründer des ersten Konsumvereins in Kontinentaleuropa. Escher zog den Kürzeren. Die Konfrontation zwischen Kapital und Arbeit war damit lanciert und dominierte in der Folge die Politik Zürichs – bis tief ins 20. Jahrhundert.

Ganz anders in Basel: Im politischen Kampf gegen die Freiheit heischenden Baselbieter hatte die Basler Oberschicht keinerlei Kompromissbereitschaft gezeigt. Dadurch verlor sie auch einen Teil ihrer wirtschaftlichen Macht, die auf der Ausbeutung der Landbevölkerung in der Heim-Posamenterei (Seidenband-Weberei) gründete. In der Stadt hingegen, vor der eigenen Haustür, bewahrte die konservativ-patronale Vorprägung die Unternehmer in der Regel davor, im Arbeitskonflikt mit ihren Angestellten hart durchzugreifen. Auch wenn der Standesdünkel – selbst bei der Arbeiterschaft – sehr ausgeprägt war, gab es stets eine gewisse Durchlässigkeit und sogar



Grenzerfahrung. Das Fremde gehört zur Stadt – der Grenzübergang Bachgraben zwischen Hegenheim und Basel. Foto Keystone

Zuneigung zwischen den Schichten.

Ein Sinnbild dieser sozialen Durchmischung ist bis auf den heutigen Tag das Restaurant Kunsthalle. Es hat einen eher noblen und einen dunklen, etwas hemdsärmeligen Teil. Dank einer halbtransparenten Trennwand können sich die Etablierten an den weiss gedeckten Tafeln und die (noch) nicht Arrivierten an den Holztischen im Nebenraum gegenseitig sehen. Und sie werden aus der gleichen Küche bedient. Das Zürcher Pendant, die «Kronenhalle», ist eine geschlossene Gesellschaft.

Das Verhältnis zwischen Proletariern und Patrons war auch in der Stadt Basel gespannt, aber es kam in den seltensten Fällen zum Bruch. Die Armenfürsorge betrachtete der Basler Bürger nicht nur als Pflicht, wie das andernorts üblich war, sondern stets als ein Teil seines auf äusserliche Bescheidenheit bedachten Lebensstils. Exemplarisch verkörpern diese Haltung zwei Zeitgenossen Jacob Burckhardts: der schwerreiche Kaufmann und Pietist Christoph Merian (1800–1858) und seine Ehefrau, die Seidenbandfabrikanten-Tochter Margaretha Merian-Burckhardt (1806–1886). Das kinderlose Paar stiftete sein Vermögen der Vaterstadt und verpflichtete diese, das Geld für Bedürftige auszugeben. Es sponsorte die Elisabethenkirche und widmete sie der Schutzpatronin der Armen. Nur aus traditionalistischem Respekt und nicht aus finanziellen Gründen ragt ihr neogoti-

scher Turm etwas weniger hoch auf als das althehrwürdige Münster.

STIFTUNG. Die Christoph Merian Stiftung ist noch heute eine der wohlhabendsten Vergabeeinrichtungen der Schweiz und prägt die Sozialpolitik Basels entscheidend mit. Dasselbe gilt für die noch ältere «Gesellschaft für das Gemeinnützige und das Gute» (GGG). Auf das lebendige Mäzenatentum gehen Bibliotheken, Kunstmuseen, Jazz-Klubs, Theater, Pärke, Quartierzentren und viele weitere Institutionen zurück. Diese sind über Jahrhunderte unter dem Einfluss einer in der Schweiz einmaligen geistig-kulturellen Konstellation entstanden und präsenter denn je.

Wie Perlen an einer Kette reihen sich auch die ökologisch bewahrenden Meilensteine auf, die von Basel aus initiiert wurden: Es war das Basler Bürgertum, das vor über 100 Jahren, mitten im raffigierigen Fieber der Gründerzeit, den Schweizerischen Bund für Naturschutz (heute «Pro Natura» mit Sitz in Basel) und den Nationalpark initiierte, um wenigstens einen Teil des Territoriums der Kapitallogik zu entziehen. Die ersten Unterstützer des WWF in den 1960er-Jahren waren die Mehrheitsaktionäre des Roche-Konzerns – und sie sind heute noch so aktiv in dieser Organisation wie eh und je. Die Christoph Merian Stiftung engagierte sich auf ihren ausgedehnten Ländereien als Pionierin des biologischen Landbaus. Ihr kirchliches

Pendant, die Basler Mission, ist eine der Urheberinnen des fairen Handels. Nicht zuletzt aus diesem Grund sind die Zentralen von Biosuisse und Max Havelaar in Basel.

Auf der Basis solcher Errungenschaften und Prozesse gelang es Basel, auch die Arbeiter- und Umweltbewegungen zu integrieren. Das Ergebnis ist eine wertekonservative, sozial und ökologisch orientierte Stadt, die «anders tickt»: In derselben Tradition wie Christoph und Margaretha Merian spenden auch in der Gegenwart Basler Bürgerinnen und Bürger gezielt, effizient und langfristig weiter. Auf diesem Humus gediehen auch die europaweit wegweisenden Politiken in den Bereichen Drogen und Integration, die notabene von einem zugewandten Zürcher umgesetzt wurden. Sie verhinderten, dass es in Basel zu einem «Platzspitz»-Syndrom mit einer gigantischen, offenen Drogenszene kam. Sie ermöglichten es einer ganzen Generation immigrierter Ex-Jugoslawen und anderen Ausländern, innert weniger Jahre zu den aktivsten FCB-Fans zu mutieren. Während Einwanderung anderswo zur Auflösung überkommener Strukturen führt, gelingt es dem Basler Bürgertum, diese mithilfe der Immigration aus allen Himmelsrichtungen zu stärken.

KONKURRENZ. Wirtschaftlich generierte der soziale Konservatismus neben Prosperität, basierend auf einem ausge-

prägten Arbeitsfrieden und breitem Bildungsangebot, aber auch fatale Rückschläge: So ging die Medienstadt Basel an einem Sonntag im März 1952 unter, als die Stimmberechtigten einen Kleinstkredit für den Versuchsbetrieb des jungen Schweizer Fernsehens ablehnten (worauf dieses ab 1953 im Zürcher Studio Bellerive und später in Leutschenbach Asyl suchte). Das Referendum hatte unter anderen der junge Markus Kutter ergriffen, wie schon Jacob Burckhardt Sohn eines Münsterpfarrers. Der spätere Gründer der legendären Werbeagentur GKK führte für sein Engagement typisch baslerische Argumente ins Feld: Der Wert des Fernsehens sei zweifelhaft und seine Auswirkungen auf die Gesellschaft katastrophal. 1960 bestimmte der Bundesrat definitiv Zürich als Standort des Deutschschweizer Fernsehens. Ebenfalls als konservative Fehlentscheidung erwies sich die vom etablierten Bürgertum getriebene Fusion von «Basler Nachrichten» und «National-Zeitung».

Ein anderes Beispiel ist die Ablehnung des Neubaus der Wettsteinbrücke nach einem Entwurf des spanischen Stararchitekten Santiago Calatrava im Jahr 1980. So brachte sich Basel um ein internationales Wahrzeichen. Im gleichen Sinn und Geist bachab geschickt wurden seither unter anderem das geplante Multiplexkino von Herzog & de Meuron auf der Heuwaage oder ein gewagter Stadtcasino-Neubau von Zaha Hadid. Stadterneuerung und Wandel haben – entgegen dem landläufigen Image – in Basel keinen leichten Stand.

Selbst die Neue Linke, die in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts aufstieg, fand am Rheinknie ihre besondere Ausprägung. Basel war die Wiege der Progressiven Organisationen Schweiz

Die Stadt hat weniger Angst vor Fremdem, weil sie schon lange damit lebt.

(Poch). Ihre Gründerinnen und Gründer kamen zumeist aus gutem Basler Hause: Am Anfang, bevor die Poch schweizerisch wurde, hiess sie POB (Progressive Organisationen Basel) und unterstützte Israel – wegen der sozialistischen Kibbuz-Bewegung und gegen die autoritär regierten arabischen Länder. Die POB besetzten Bäume, um Strassenerweiterungen zu verhindern.

POB-Mitglieder legten sich auf Tram-schienen, um den öffentlichen Verkehr vor Demontage zu schützen. Insgesamt waren die POB – ihrer fortschrittlichen Aura zum Trotz – eher Bremser als Erneuerer. Das änderte sich erst, als sie sich national zu orientieren begannen und in der Poch aufgingen.

Es passt ins Bild, dass es zu jener Zeit in Basel nicht nur die «Progressiven Organisationen» für Studierende gab, sondern auch ein Sammelbecken, das mehrheitlich unzufriedene Lehrlinge anzog: Die «Europäische Kooperative Longo Mai» praktiziert bis auf den heutigen Tag den Rückzug aufs Land. Diese erste Landkommunenbewegung wurde ebenfalls vom Basler Bürgertum finanziell unterstützt. Dieselben Kreise riefen 1969 auch die neue Kunstmesse Art ins Leben. Diese widmete sich aber nicht – wie man hätte erwarten können – den neusten Strömungen, sondern bis heute vorwiegend der klassischen Moderne.

Die einmalig erfolgreiche Bewegung gegen das Atomkraftwerk in Kaiseraugst, die Besetzung des Baugeländes von 1975, war ein konservativer Volksaufstand, der Stadt und Land verband – man wollte keine AKW und auch keine neuen Risiken. Auf dem Autonomen Jugendzentrum Basel (AJZ) erschien Anfang der 80er-Jahre kein aggressiver Spruch wie «Macht aus dem Staat Gürkensalat!», sondern unter einer roten Fahne der Schriftzug: «Die Schweiz hat ihren Reiz.» Auf der roten Fahne prangte brav ein weisses Kreuz. Darüber hätten die Zürcher Autonomen («Weg mit den Alpen, freie Sicht aufs Mittelmeer!») nur gelacht.

Um die Basler Dialogfähigkeit aller Schichten hervorzuheben, prägte Christoph Eymann, der heutige liberale Erziehungsdirektor, für seine Stadt noch in den 90er-Jahren das Bonmot von der «SVP-freien Zone». Diese Ära ging dann zwar zu Ende, die Polarisierung stellte sich aber nur gemässigt ein. Glückliches Basel: Von links bis rechts drängt sich alles in der Mitte.

Sieht so das Ende der Politik aus? Hat die Schweiz am Ende Angst vor so viel Anderssein und Harmonie? Liegt dort die tiefere Ursache dafür, dass manche Basel als «Provinz» mit «Minderwertigkeitskomplex» verhöhnen, obwohl sich die Stadt eher als eine Insel der Seligen fühlt? Ist Neid dabei, dass es wirtschaftlich seit Jahrzehnten fast nur aufwärtsgeht in dieser Ecke des Landes – und man dennoch ganz unpräntiös und bescheiden leben kann? Dass es

eine freche Fasnacht und frivole Fumoirs gibt, Graffiti und Giraffen mitten in der Stadt, eine Zeit lang mehr Hanfläden als Bäckereien (bis es dann doch zu viel wurde)?

HEIMSPIEL. «Wer sich als Zugereister beruflich in der Region Basel aufhält», beobachtet der bereits zitierte, ehemalige NZZ-Korrespondent, «schlägt dort normalerweise auch den Wohnsitz auf. Wenn Basler andernorts arbeiten, bleiben sie meistens in Basel sitzen.» Wen wundert noch?

Vielleicht kommt Basel der Schweiz-Utopie von allen Kantonen am nächsten: Freiheit, Toleranz, Wohlstand, Kreativität und ein Schuss Anarchie. Der Kleinststaat von 37 Quadratkilometern im Kleinstaat – das Burckhardt'sche Paradies, das er nicht zuletzt mit einem Seitenblick auf seine Heimat so beschrieb: «Der Kleinstaat begünstigt die wirkliche, tatsächliche Freiheit, wodurch er die gewaltigen Vortheile des Grossstaates, selbst dessen Macht, ideal völlig aufwiegt.»

Die Identität Basels ist die mögliche Identität der Schweiz in verdichteter Form. Basel zeigt der Schweiz, wie sie sein könnte. Die Stadt hat weniger Angst vor dem Fremden und vor der Globalisierung, weil sie schon lange damit lebt: «Basel ist ein Spezialfall», analysierte Novartis-Präsident Daniel Vasella in der letzten Silvesterausgabe der Basler Zeitung, «Deutschland und Frankreich liegen auf Schrittentfernung. Wir haben keinen Jura zwischen uns und dem Ausland. Wir leben ja schon lange mit den Grenzgängern aus Deutschland und Frankreich und wir haben nicht das Gefühl, dass diese Leute anders sind als wir. Vertrautheit schafft Vertrauen und nimmt die Angst.»

Im Joggeli stehen nicht nur die Migrantinnen und Migranten zusammen mit Alteingesessenen in der Mutterzer Kurve, es treffen sich hier alle Schichten in allen Sektoren. Das ist Basels Triumph: Der FCB ermöglicht den Export des Erfolgsmodells einer integrierten Gesellschaft. Die ganze Schweiz, ja zuweilen Europa, sieht die Mannschaft spielen – doch hört auch jemand hin? «Hopp Boo-söö!» Kommt die Botschaft an? Das ist die bange Frage, die sich das Stadionrund stellt. Die Baslerinnen und Basler stehen dort im Schaufenster. Und sie geben die Hoffnung nicht auf, verstanden zu werden. Woche für Woche: ein neues Spiel, ein neues Glück.